

Leseprobe aus:
Jane Healey
Unser letzter Sommer



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 hanserblau in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

hanserblau

hanser**blau**

Jane Healey

**Unser
letzter
Sommer
am Fluss**

Roman

Aus dem Englischen von
Ulrike Brauns

hanserblau

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel *The Ophelia Girls* bei
Mantle by Pan Macmillan in London.

Das zweite Zitat auf Seite 5 ist Roland Barthes, »Die helle Kammer –
Bemerkungen zur Photographie«, übersetzt von Dietrich Leube,
Suhrkamp 1985, entnommen.

Das Zitat auf Seite 464 stammt von Angela Carter, »Blaubarts Zimmer –
Märchen für Erwachsene«, übersetzt von Sybil Gräfin Schönfeldt,
Rowohlt Taschenbuch Verlag Hamburg 1982/1985.

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27439-6

© 2023 hanserblau

in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: FAVORITBUERO, München

Motiv: Forever and Once, 2022 © Elizabeth Lennie,

www.elizabethlennie.com

Satz im Verlag

Druck und Bindung: CPI books, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

Ein Großteil meiner Mädchenjahre war fiktiv. Ich habe
in meinem Kopf gelebt. Ich habe mir das Mädchen
ausgedacht, für das ich mich hielt.

Jenny Zhang

Wenn man die Photographie als unbewegtes Bild definiert,
so heißt das nicht nur, daß die darauf dargestellten Personen
sich nicht bewegen, sondern auch, daß sie [...] betäubt und
aufgespießt sind wie Schmetterlinge.

Roland Barthes

Prolog

In jenem Sommer 1973 nannten sie uns die Ophelia-Mädchen, weil wir uns kleideten wie Shakespeares unglückselige Heldin oder eben unsere eigenen jugendlichen Versionen von ihr. In seidenen Unterkleidern von Flohmärkten und langen Blümchenkleidern, die wir an den Nähmaschinen unserer Mütter nähten, legten wir uns abwechselnd in den eisigen Fluss im Wald, machten vom moosbewachsenen Ufer aus Fotos voneinander, auf denen wir besonders aussahen, wunderschön und tragisch.

Wir mochten, wie wir aussahen und wie es sich anfühlte, vom Wasser getragen und gewiegt zu werden, die Haut brennend vor Kälte, die Steine unter uns bewegten sich mit der Strömung. Wir suchten die tiefste Stelle im Fluss, wateten manchmal hinein, um einander zu helfen, die richtige Position zu finden, die Haare zu flechten oder die Kleider so zu drapieren, dass wir so schön wie möglich aussahen. Manchmal sanken wir tiefer unter die Oberfläche, bis sich die Lippen des Wassers oberhalb der Nasenwurzel wieder trafen, und hielten so lange die Luft an, bis unsere Wangen schmerzten. Die Augen geöffnet oder geschlossen, die Arme verschränkt oder ausgebreitet. Unsere Plateauschuhe und Sandalen ließen wir am Flussufer.

Damals waren wir fünfzehn, sechzehn, siebzehn, und unsere Familien verbrachten die Sommerfrische in den Cottages des Weilers auf dem Hügel oberhalb der Wälder in der englischen Provinz. Anfangs waren unsere Eltern verwirrt von dieser unserer Leidenschaft, von den großen Blumensträußen, die wir auf den

Wiesen pflückten, aus den Gärten klauten oder dem überrumpelten Jungen im Blumenladen abschwatzen, von den Kleidern, die wir fieberhaft bis spät in die Nacht nähten, von den feuchten Sachen, die wir in Haufen auf dem Boden hinterließen. Aber dann wuchs ihre Besorgnis. Wir wären besessen, sagten sie, albern, sogar hysterisch. Wir lachten über sie, über den Namen, den sie uns gegeben hatten, wenn wir nach Einbruch der Dunkelheit mit blauen Knien und zitternden, aber übermütigen Gliedern durch die Wiesen zum Weiler hinaufstolperten, während unsere tropfnassen Kleider klebrige Spuren im trockenen Gras hinterließen, Blüten, zerdrückt von unseren Füßen. Wir lächelten, wenn wir uns im Schatten eines Baums drängten, um die Päckchen entwickelter Filme zu öffnen, oder mit verschwitzten Händen die Polaroidfotos hielten, auf denen unsere Körper langsam knospten und zu blühen anfangen. Wir bebten vor rasendem Übermut, wenn wir im Fluss lagen, unsere Kleider auf dem Wasser schwimmend, Spitze, Satin und Polyester unsere Körper nachformend, Ringe gelockert von der sanften Strömung, Haare wie See gras, Blumen, die uns aus den Händen glitten und langsam flussabwärts trieben.

Ich bin vor diesem Sommer davongelaufen, habe versucht, seine verblichenen Freuden und Tragödien zu vergessen. Wie er endete, wie alles zerfiel. Ich habe darauf vertraut, dass die Jahre meine Erinnerungen verblassen lassen, und die Fotos vernichtet, damit niemand mehr einen Blick darauf werfen kann. Aber jetzt, vierundzwanzig Jahre später, bin ich wieder in meinem Elternhaus in genau jenem Weiler oberhalb der Wälder, nun selbst Mutter, und die Erinnerungen driften zurück wie Treibgut ans Ufer.

Und obwohl ich seither nie wieder weit genug in den Wald gegangen bin, um den Fluss zu erreichen, um an seinem friedlichen Ufer zu stehen, das sanfte Flüstern der Weiden im Wind über mir, wache ich jede Nacht um Luft ringend auf, als käme ich gerade an

die Oberfläche, die Erinnerung an das sanfte Zerren des Wassers an mir, an den lehmigen Geruch, der sich über Stunden auf der Haut hielt, noch so klar und frisch. Ich selbst getränkt in meinem Schweiß, dessen Kälte mir bis ins Innerste dringt.

1

Maeve liegt am Boden ihres Zimmers und erinnert sich daran, wie es war, zu sterben. Sie hat sich so hingelegt, als wäre sie ohnmächtig zusammengesackt, und lauscht nun den dumpfen Geräuschen der anderen – ihrer Mutter, die ihre beiden jüngeren Geschwister bändigt, die sechs Jahre alten Zwillinge, die lauthals von ihrem Tag im Streichelzoo berichten, und ihres Vaters, der heute früher von der Arbeit gekommen ist. Sie fragt sich, wie lange es wohl dauern wird, bis jemand an ihrem Zimmer vorbeigeht und sie entdeckt, ob sie aufschreien und zu ihr stürzen werden, um sie zu schütteln, oder ob sie sofort wissen, dass sie nur so tut. Lieber wäre ihr die erste Variante, wofür sie gleich ein schlechtes Gewissen bekommt, stark genug, um sich aufzusetzen. Ihre Hüfte schmerzt, weil der Teppich so dünn ist, ihre Augen gewöhnen sich nur langsam an die Helligkeit des späten Sommertags, ganz so, als wäre sie tatsächlich begraben gewesen.

Dies ist ihr erster krankenhaushausfreier Sommer seit vielen Jahren, ihr erster Sommer, in dem es ihr *gut* geht nach all den Infekten und Komplikationen durch die Knochenmarktransplantation vor zwei Jahren. Sie ist jetzt eine ganz gewöhnliche Siebzehnjährige, nicht länger eine kränkliche Kreatur, die ans Bett gefesselt ist, nicht länger durchlöchert von Nadeln und Ports, nicht länger unter ständiger Beobachtung, nicht länger Studienobjekt.

Es ist ein bisschen abartig, dass sie sie manchmal vermisst, ihre Krankheit, die Aufmerksamkeit, die Liebe, die Zuwendung, die Fürsorge. Vielleicht ist sie falsch zurückgekommen, als sie an je-

nem Tag von der Schwelle geholt wurde, vielleicht ist sie in ihrem Kern verdorben wie ein Buch, das ins Badewasser gefallen ist, dessen Seiten nun aufgequollen und verklebt sind.

Der Tod lässt einen froh sein, noch zu leben, lässt einen Bilanz ziehen unter allem, was man hat, erkennen, wie gesegnet man ist, hat ihr Vater vor ein paar Monaten nach der Beerdigung ihres Großvaters gesagt, nachdem er drei Gläser Wein am Küchentisch der winzigen Londoner Wohnung geleert hatte, in der Maeve und ihre Familie gelebt hatten, damit es nicht so weit zum Krankenhaus war. Der winzigen Wohnung, die sie zurückgelassen hatten, um in das Haus ihres Großvaters auf dem Land zu ziehen mit seinen siebenundzwanzig Zimmern und dem weitläufigen Garten. Aber der Tod hatte auf Maeve eine ganz andere Wirkung, für sie machte er das Leben nur noch anfälliger, gebrechlicher. Jede Sterbeszene in jedem Film und jeder Vorstellung, die sie gesehen, und jedem Buch, das sie gelesen hat, in der die Sterbenden ihren Part sagten, in der sie sich durch die Anwesenheit ihrer Lieben geborgen fühlten und gegen die sich aufdrängende Dunkelheit kämpften, war einem Strudel aus Lärm und Schmerz und Verwirrung gewichen, der in einem anonymen Nichts mündete, einer einladenden Schwärze. Es machte ihr Angst, wie leicht das Sterben war, und sie wollte zu diesem Tag im Krankenhausbett zurückkehren, zu diesem vom Krebs geschwächten Körper, die Lunge durch die Entzündung mit Wasser gefüllt, und es anders machen, etwas anderes fühlen, mehr als nur Müdigkeit, mehr als nur ein Körper zu sein, der sein natürliches Ende erreicht. Wie sollte sie jetzt der Welt gegenüberreten oder sich auf ihre Zukunft freuen, wo sie doch wusste, wie eines Tages alles enden würde?

Ein Sommer hier wird dir guttun, hat ihr Vater gesagt, während er ihr half, ihre Sachen in das Zimmer mit dem Erkerfenster im hinteren Teil des Hauses zu räumen, von dem aus man den eingezäunten Garten, die daran anschließenden Wiesen und die Wälder

weit unten im Tal überblicken konnte. *Du wirst Farbe bekommen – und dann wird dir schnell wieder einfallen, wie es ist, lebendig und wild und frei zu sein, so wie eine Jugendliche sein sollte*, hat er mit einem Zwinkern hinzugefügt, bevor er zum Telefon eilte, um ein Arbeitsgespräch anzunehmen.

Eine Woche des besagten Sommers später, und Maeve ist nicht überzeugt, als sie sich im Spiegel ihres Schminktischs finster anstarrt: Vielmehr ist es der alte, bestoßene Schminktisch ihrer Mutter im alten Zimmer ihrer Mutter, die Sechzigerjahretapete mit dem verblassten Rosenmuster hinter ihr. Sie zwingt sich zu lächeln, schiebt die Massen roter Locken über ihre Schultern und sieht im gleißenden Sonnenlicht alle Mängel ihrer Haut, ihres Gesichts. Einerseits sieht sie aus, wie sie sich fühlt, *kränklich*, wie eine der schwächlichen viktorianischen Figuren aus ihren Lieblingskinderbüchern, andererseits – die Röte auf ihren Wangen, ihren Lippen – sieht sie gesund aus, und manchmal hasst sie das, so auszusehen, als wäre alles gut. Sie tippt mit den runtergekauten Nägeln auf die Tischplatte und neigt den Kopf so wie ein gelangweiltes Model aus der *Vogue* oder *Elle*, müde und mürrisch in all ihrer Schönheit. Ein plötzlicher Schrei lässt sie erstarren, ihre Augen groß im Spiegel, und sie steht auf und eilt auf wackligen Beinen zur Quelle des Schreis.

»Verhätschel ihn nicht, Maeve«, sagt ihre Mutter vom Herd aus, während Maeve im kleinen Verschlag an der Küche ihren zappelnden Bruder auf dem Schoß hält. »Ihm geht's gut, er hat nicht mal 'ne Beule.«

»Er hat geweint«, sagt Maeve, und ihre Mutter seufzt.

Maeve kann es nicht ertragen, wenn Kinder weinen, wenn sie jammern, selbst wenn der Grund etwas so Triviales ist wie ein zerbrochener Keks oder eine weglaufernde Katze. Sie weiß so gut, wie es sich anfühlt, unglücklich zu sein, untröstlich, wie grell und

schmerzvoll die Welt sein kann. Sie kennt das Bedürfnis, verwöhnt und gestreichelt zu werden. Und von all dem abgesehen war es ihr Bruder, der ihr mit seiner Knochenmarkspende das Leben gerettet hat, wenn sie also jemanden verhätschelte, dann ja wohl ihn.

Michael – nicht Mike, niemals *Mike*, berichtet er Erwachsene, die er neu kennenlernt, mit ernster Miene – schaut glücklich zu ihr herauf, während sie ihm über den heißen Kopf streichelt.

»Bin ich tapfer?«, fragt er mit seiner Kinderstimme.

»Der Tapferste«, verkündet Maeve. »Du bist so tapfer, dass Mum dir nach dem Essen eine Extraportion Mousse au Chocolat geben wird.«

»Maeve«, sagt ihre Mutter.

»Du hast doch gesagt, sie könnten ein paar Pfund mehr vertragen«, erwidert sie, und Michael zappelt sich los und rennt über die Bodenfliesen zu seiner Schwester, Iza – niemals Isabella –, um seine neueste Kriegsverletzung zu zeigen. »Wieso gibt es überhaupt Mousse au Chocolat?«, fragt sie und nickt Richtung Kühlschrank. Zum Nachtschrank gibt es sonst Eis oder Plätzchen aus der Dose; ihre Mutter verbringt nicht gern viel Zeit in der Küche.

»Wir bekommen Besuch, hat dein Vater nichts erzählt?«, fragt ihre Mutter mit einem leichten Stirnrunzeln, und dann zuckt sie zusammen, weil sie sich an dem Blech verbrennt, das sie aus dem alten Aga-Herd zieht. *Diesem verdammten Aga*, wie sie ihn schon getauft hat.

»Nein.«

Ihre Mutter hält den Finger unter kaltes Wasser, starrt dabei mit leerem Blick in den Garten. Sie ist in der letzten Zeit sehr oft so in Gedanken verloren.

»Besuch?«

»Judy und ihr Mann, die Shaws, Mrs Quinn vom Ende der Straße und Stuart.«

»Wer ist Stuart?«, fragt sie und fürchtet sofort, dass jemand von

ihnen einen fürchterlichen Teeniesohn mitbringt, den Maeve dann unterhalten muss. Sie würde lieber auf das Essen verzichten und sich in ihrem Zimmer verkriechen.

»Stuart ist ein alter Freund«, sagt ihre Mutter und stellt das Wasser ab. »Er hat mit deinem Vater und mir während des Studiums zusammengewohnt, und ich kenne ihn sogar noch länger. Sein Vater war Gärtner hier, als zum alten Abbey-Gut noch alle Häuser gehörten außer unserem. Damals wurden sie vermietet. Der Stall, der Trockenschuppen und die Cottages. Stuart hat die Sommer hier verbracht.«

»Hier? In Opas Haus?«

»Nein«, ihre Mutter wirkt verwirrt, »in der Kate, in dem sein Vater lebte. Obwohl er fast nie dort war – er hat die meiste Zeit draußen verbracht, wir alle eigentlich.«

Maeve vergisst immer, dass ihre Mutter schon ein Leben hatte, bevor sie nach London zog, bevor sie Mutter wurde. Und die Vorstellung, dass sie, Maeve und ihre Mutter, ihre Jugend am selben Ort verbringen, dass diese Lebensabschnitte hochgehalten und miteinander verglichen werden könnten, ist Maeve unangenehm. Ihre Mutter sieht so gesund aus auf den Fotos ihrer Jugend, ihr Lächeln ist ganz natürlich, und wann immer sie von diesen Jahren spricht, fallen so enorm viele verschiedene Namen, dass Maeve sich im Vergleich wie eine bemitleidenswerte Eigenbrötlerin vor kommt. Es ist nicht gerade leicht, Freundschaften zu pflegen, wenn du ständig ins Krankenhaus musst, wenn du zu erschöpft bist, um so zu tun, als würde es dich interessieren, dass Soundso mit Soundso anbandelt, dass Soundso dabei erwischt wurde, Wodka in die Schule geschmuggelt zu haben.

»Ich habe ihn seit Jahren nicht gesehen, bis unsere Wege sich im Frühjahr kreuzten. Wir haben ihn beide ewig nicht gesehen, weil er im Ausland war«, fährt ihre Mutter fort. »Er war Kriegsphotograf, so hat er sich einen Namen gemacht, aber mittlerweile fotografiert

er für Zeitschriften. Er bleibt vielleicht einen Monat oder länger und wohnt dann im Nebengebäude«, fügt sie etwas abgelenkt hinzu, den Blick aus dem Fenster gerichtet. »Er arbeitet an einem Projekt hier im Südosten.«

»Muss ich zum Essen kommen?«

»Ja, wenigstens kurz«, sagt Ruth und eilt schon wieder zum Herd. »Leider wird niemand in deinem Alter dabei sein. Nächstes Mal laden wir die Langfords ein. Oder vielleicht eins der Mädchen von deiner neuen Schule?«

So lange war Schule für Maeve gleichbedeutend mit Krankenhausschule gewesen, ein großer Name für zwei enge Räume am Ende der Station, deren Wände übersät waren von bunten Geschichts- und Mathepostern, die zwar kindlich waren, aber immerhin eine willkommene Abwechslung von den Medizinpostern, Comicfiguren und Märchenwäldern, die sonst die Wände der Kinderstationen zierten.

Aber die Gedanken an die Krankenhausschule bringen so viel anderes mit – den Geruch von Desinfektionsmittel, das Quietschen der Schwesternschuhe auf den Fluren, das Piepen der Monitore, das sich in ihre unruhigen Träume fräst –, an das sie nicht erinnert werden will. Deshalb bietet sie überstürzt an, bei den Essensvorbereitungen zu helfen, in der Hoffnung, dass die Wärme, die die Dankbarkeit ihrer Mutter begleitet, sich über das Flattern in ihrer Brust legt, während sie fleischige Schmorpaprika in Scheiben schneidet und glitschige Oliven aus ihrer kalten Lake fischt.

Der Esstisch wurde auf die große Wiese im Vorgarten gestellt. Die Wespen schweben träge über den Tellern, und der Schatten des Sonnenschirms wandert mit der frühen Abendsonne davon. Es ist immer peinlich, die Freunde ihrer Eltern kennenzulernen, und je älter sie wird, desto peinlicher scheint es zu werden. Sie wirken nervös, wenn sie halbherzige Witze darüber reißen, wie erwachsen

sie aussieht, als hätte sie eine andere Route eingeschlagen, als ihr zustand, als wäre sie ein sonderbarer Eindringling. Am liebsten würde sie die Schultern hochziehen, am liebsten würde sie mürrisch gucken, aber nach den vielen Jahren als Patientin ist sie gut darin, still zu sein, gelassen und freundlich, während sie alle die zu scharfe Gazpacho essen, und sie hilft den Zwillingen mit dem schweren Silberbesteck, das ihre Mutter wegen der Gäste gedeckt hat.

Stuart kommt zu spät. Sie beobachten seinen Wagen, der über die Straße angesaut kommt, die einmal um den Vorgarten führt. Als er aussteigt, steckt er seine Sonnenbrille an den Kragen seines T-Shirts und kommt mit einer Flasche Weißwein in der einen Hand zu ihnen und winkt kurz mit der anderen. Er sieht jünger, cooler aus als die anderen Gäste, trotz der vereinzelt grauen Haare zwischen all den dunklen, und nicht so verbraucht, wie sie von einem Kriegsphotografen erwartet hätte. Er sieht interessant aus, findet sie und streift sich die Locken über die Schulter.

Als er Maeve erblickt, verschwindet sein so lässiges Lächeln. *Umgehauen*, denkt sie, während er sie schockiert ansieht, was ein sofortiges Echo in ihrem Unterleib auslöst.

Sie beobachtet, wie er sich nervös die Lippen leckt, dann senkt sie errötend den Blick auf den Teller, und er grüßt ihre Eltern, entschuldigt sich für die Verspätung.

Er begleitet ihren Vater, der ihm überschwänglich einen Arm um die Schultern gelegt hat, mit der Weinflasche in der Hand ins Haus. Maeve schaut ihnen nach und fragt sich, was da gerade passiert ist, was das für eine Reaktion war. Sie schaut zu ihrer Mutter, doch die scheint nichts mitbekommen zu haben, sondern ist damit beschäftigt, Fliegen zu verscheuchen und über etwas zu lachen, das Mrs Quinn – deren dreckiger Humor ihr fortgeschrittenes Alter Lügen straft – gesagt hat.

Vielleicht war es nichts, denkt Maeve im weiteren Verlauf des Essens, weil Stuart seit der kurzen Vorstellung durch ihre Eltern

kaum noch einen Blick in ihre Richtung wirft, sie ihn aber genau beobachtet. Vielleicht wurde er nur von der Sonne geblendet und sie von ihrem Wunschdenken.

»Himmel, ich war eine Ewigkeit nicht hier«, sagt er und legt den Ellbogen über die Rückenlehne seines Stuhls, während er das Haus mustert, den Garten, die Pampasgräser an den Rändern, die Bäume, die das Nachbarhaus verbergen.

Manchmal, wenn er spricht, zuckt sein Mund zu einer Seite, und wenn er blinzelt, dann tut er das langsam, nachdenklich. Seine Stimme ist weicher, als sie anfangs gedacht hat, seine Bewegungen – wie er den Kopf dreht, wie er die Hand beim Schneiden mit dem Messer knickt – weniger selbstsicher. Sie ist fasziniert.

»Erzählen Sie uns, wie Ruth als Mädchen war«, sagt Mr Shaw.

»Oh, sie war wild«, sagt Stuart gedehnt und deutet damit etwas an, worüber ihr Vater lachen muss.

»Ich war absolut anständig«, betont ihre Mutter. Ihre Wangen sind rot vom Wein, und ihr blonder Bob steht an einer Seite ab, wo sie die Haare hinters Ohr geschoben hat.

»Damals waren wir alle wild«, sagt Judys Mann mit einem Schnauben, und als sich dann sein und Maeves Blick treffen, wirkt er plötzlich verlegen.

Sie sollten diese Essen wirklich nur mit Erwachsenen abhalten, denkt Maeve und winkt ab, als er ihr ungeschickt Wein anbietet. Iza und Michael sind in ein Spiel vertieft, das sie sich selbst ausgedacht haben, flüstern müde miteinander am anderen Ende des Tisches auf ihrer Bank, nur Maeve hat das Gefühl, einfach zu stören, so als wären die Erwachsenen die Kinder und sie das Eltern-Teil, das ihnen den Spaß verdirbt.

»Es war wirklich paradiesisch hier«, sagt Stuart und lächelt in seinen Teller.

»Paradiesisch«, wiederholt ihre Mutter und hebt so schnell das Glas zum Mund, dass es gegen ihre Zähne stößt.

Später, als die sagenumwobene Mousse au Chocolat herausgebracht wird, die in den Kristallschälchen schwitzt, und die Zwillinge auf einer Decke im langen Schatten der Bäume dösen, legt ihre Mutter Maeve eine Hand auf die Schulter.

»Würdest du Mrs Quinns Blumen reinbringen, mein Schatz? Ich fürchte, denen bekommt die Hitze hier draußen nicht.« Ihre Mutter spricht, wie sie immer in Gesellschaft spricht, sie klingt dann irgendwie vornehmer, wärmer, außerdem folgt am Satzende immer ein leichtes Zittern, aber Maeve glaubt, sie ist die Einzige, der das auffällt.

Sie schließt die Arme um die riesige Porzellanvase, presst sie an sich und schreitet vorsichtig über die Wiese zu den Gehwegplatten, die zur Haustür führen. Wenn sie zurückkommt, wird sie sagen, dass sie müde ist und schlafen geht. Niemand hat ihre Krankheit angesprochen, einzig ein Kommentar gleich zu Beginn von einem Pärchen zu ihren Eltern, dass sie *gut aussieht*. Wenn sie sagt, dass sie müde ist, wird sich die Miene ihrer Mutter gleich wieder wandeln, vielleicht wird sie sich dann entschuldigen oder Maeve einfach verabschieden und ins Bett schicken.

Stuart hat auf dem Rückweg aus der Küche innegehalten, die gekühlte Weinflasche zu seinen Füßen, kauert er über dem Lavendel und zerreibt lilafarbene Blüten zwischen den Fingern. Als er sie kommen sieht, steckt er die Hände in die Taschen.

»Du hast nicht zufällig ein Feuerzeug, oder?«, fragt er und holt eine Zigarette aus einer zerknautschten Packung.

»Nein.« Ihr Gesicht streift die Blüten, ein Blatt wischt über ihre Wange. Sie wünschte, sie hätte eins, könnte es ihm geben, er würde über die Zigarette hinweg dankend nicken, und sie könnte zusehen, wie er die bartstoppeligen Wangen einsaugt beim ersten scharfen Zug. »Mein Dad könnte eins haben, auch wenn er nicht sollte.« Ihr Vater hat das Rauchen nach ihrer Geburt aufgegeben, aber durch den Stress ihrer Krankheit hat er die alte Ge-

wohnheit wieder aufgenommen. Noch ein Grund für Schuldgefühle.

»Was für ein fürchterliches Vorbild«, scherzt Stuart. Er schließt die Hand um die Zigarette. »Mit den Blumen und deiner Haarpracht siehst aus wie ein präraffaelitisches Gemälde«, sagt er, und sie ist wie benommen, zutiefst begeistert und hofft, dass es ihr nicht ins Gesicht geschrieben steht.

Er blinzelt und schaut dann zu seinen Füßen, als wäre er insgeheim schüchtern. »Entschuldige«, sagt er. »Der Vergleich nervt sicher schon.«

»Nein«, sagt sie, ihr ganzer Körper heiß wie zur Mittagsstunde. Niemand außer ihr hat die Ähnlichkeit bisher bemerkt, sie hat Postkarten alter Gemälde an ihre Wand gepinnt, bestaunt oft die Mädchen mit ihrem rötlichen Haar und den leidenden Blicken.

»Wie die Lady of Shalott. Oder Ophelia«, sagt er, ihre Blicke treffen sich wieder, er hat ein leichtes Lächeln auf den Lippen und verstummt.

Die Vase wird immer schwerer, renkt ihr fast die Oberarme aus, aber Maeve will nicht gehen. Sie will auch nicht, dass Stuart zum Tisch zurückkehrt. Dann ruft jemand nach Wein, und er hebt die Flasche auf.

»Ich glaube, ich bleibe jetzt drinnen. Würdest du das meiner Mutter ausrichten?«, bittet sie und schämt sich für das Wort *Mutter*.

»Klar. Aber mit dir ist alles in Ordnung?«, fragt er und mustert sie aufmerksam.

Nein, will sie erst antworten. »Alles in Ordnung.«

Im kühlen Haus, in dem es immer dunkel ist, egal zu welcher Tages- oder Nachtzeit, egal welches Wetter draußen herrscht, das Holz in dunklem, viktorianischem Ton, die Tapete im Flur mit verblassten gelben Streifen, rutscht sie auf den abgenutzten Fliesen aus. Wasser schwappt aus der Vase auf ihre Füße, und sie würde am liebsten weinen.

2

Selbst unter Weineinfluss erwache ich aus einem weiteren Albtraum, mein verschwitztes T-Shirt klebt an mir, das Gefühl glibberiger Algen, die über meine Füße glitschen, lässt mich das Bettlaken panisch wegstrampeln.

Das Laken bis zur Hüfte geschoben, starre ich an die Decke, während meine Atmung sich beruhigt und ich versuche, an etwas anderes als Wasser, als den Fluss zu denken.

Alex schläft, sein Körper verschwitzt, seine Träume friedlich. Er wacht nicht leicht auf. Ich musste die Zwillinge direkt auf ihn plumpsen lassen, damit er mir half, sie zu beruhigen, wenn sie weinten und ich darüber verzweifelte, nicht genug Arme zu haben oder überlaufende Brüste, oder einfach keine mütterlichen Reserven mehr für sie mobilisieren konnte. *Zwillinge*. Ich liebe sie, aber noch mal würde ich das nicht machen, ich bin mir nicht mal sicher, wie ich die Anfangszeit überlebt habe. Wenn Maeve in dem ersten Jahr krank gewesen wäre und nicht später, als die beiden zumindest für einen Teil des Tages in Kindertagesstätten abgegeben werden konnten, ich wäre vermutlich durchgedreht.

Jetzt, wo ich wach bin, kann ich es hören. Irgendwo im Haus tropft es, leise und hallend. Ich habe sofort eine Pfütze vor Augen, die sich in einem Waschbecken bildet, ihr Pegel steigt und steigt, bis sie über den Rand tritt, das Wasser auf den Boden rinnt und dann in andere Zimmer kriecht, nass und träge.

Dieses Haus hat fünf Bäder. Unser kleines beim Schlafzimmer, dann oben das Familienbad, ein etwas kleineres Gästebad, das Klo

im Erdgeschoss und die Außentoilette, die damals der Gärtner benutzt hat. Fünf Bäder mit tropfenden Hähnen, mit verschimmelten Fliesen und rostigen Flecken, mit gealterten, stöhnenden Leitungen, die dringend ersetzt werden müssen. Alex sieht die Exzesse dieses Hauses – all die Zimmer, die eine fünfköpfige Familie gar nicht *braucht* – als etwas, auf das man stolz sein kann, das man feiern sollte. Ich sehe sie als zusätzliche Arbeit, als Hohlräume, in die Geld gesteckt werden und auf Nimmerwiedersehen darin verschwinden wird, in dem Versuch, dieses alte Haus, das Haus meines Vaters, vor dem Zerfall zu bewahren.

Ich mache mich auf die Suche nach der Quelle des Geräuschs, bleibe vor den Zimmern meiner Kinder stehen, lausche ihren unbeschwerten Atemzügen. Da ist immer eine leise Panik, dass ihnen etwas zugestoßen sein könnte, dass sie sich davongemacht haben, während ich schlief. Als Maeve krank war und zu Hause sein durfte, hat es nicht gereicht, vor der Tür zu stehen; ich musste mich zu ihr ans Bett hocken und sie beobachten, die dunklen Ringe unter ihren Augen betrachten, ihrer schweren Atmung lauschen. Manchmal fand Alex mich morgens unruhig auf dem Boden dösend. *Du brennst noch aus*, sagte er dann für gewöhnlich, *ibr gebt es gut*.

Ihr gebt es gut – eine Phrase, die tröstend gemeint war, aber auf die ich immer protestierend entgegenen wollte, dass es ihr nicht gut ging und dass ich nicht bemerkt hatte, wann das anfing, weil ich nicht zugehört hatte, als sie erzählte, sie sei müde und außer Atem. Das alles habe ich als Wachstumsbeschwerden abgetan und ihr gesagt, *dass es ihr gut gebe*.

Der tropfende Hahn ist im Gästebad, dem Bad, das so klein ist, dass man von der Toilette aus sowohl Waschbecken als auch Wanne berühren kann. Jetzt stehe ich vor dem Waschbecken, halte eine Hand unter jeden der beiden Wasserhähne, um den Übeltäter zu finden oder als würde ich auf eine Segnung warten. Einen Moment lang passiert nichts, dann fällt ein kalter Tropfen auf meine

rechte Handfläche und rollt an der Innenseite meines Handgelenks hinunter.

In dem dunklen Spiegel erscheine ich alterslos, unkenntlich. Ich könnte sie sein, mein jugendliches Ich, wach gehalten von wilden Gedanken, von Traurigkeit getrieben, am liebsten überall sonst als hier. Es könnte der Anfang jenes Sommers sein, und ich könnte noch alles verhindern, bevor es überhaupt geschah.

Ich war es, die das erste Foto von einem der Mädchen im Fluss gemacht hat, und manchmal glaube ich deshalb, an allem schuld zu sein. Es war ein Foto von Joan Summers. Joan Summers mit ihren glatten, schwarzen Haaren und den wässrigen blauen Augen, die unheimlich und alt aussahen in den überbelichteten Aufnahmen.

Sie trug immer ein ganz bestimmtes, gestreiftes Kleid mit Nackenträgern, das sie auf der King's Road gekauft und dann absichtlich hatte einlaufen lassen, damit man ihre Unterwäsche sehen konnte. Außerdem hatte sie den Ruf, ein leichtes Mädchen zu sein. Hätte meine Mutter noch gelebt, sie hätte Joan vielleicht mit »Ärger« gleichgesetzt; wobei, vielleicht auch nicht – da sind keinerlei Erinnerungen an meine Mutter, nicht mal eine daran, wie sie meine Kinderwange an ihren Wollpulli drückte oder mir mit sanfter Hand über die Stirn streichelte. Ich weiß gar nicht, wie sie war.

Joans Eltern waren Theaterpädagogen, und später würden wir ihre Programmhefte und die Buchdeckel oder Illustrationen aus ihren Büchern über *Hamlet* und die Nachdrucke von Millais' *Ophelia* aus meinen Kunstbänden nutzen, um unsere eigene Vorstellung von Shakespeares Heldin damit zu vergleichen, davor war unsere Inspiration natürlicher gewesen, organischer, als lebte in jeder von uns ein ertrinkendes Mädchen, das nur auf seine Entdeckung wartete.

Damals waren es Joan und ich und eins der anderen Mädchen – wer genau, habe ich vergessen, vielleicht, weil wir nach der Zeit im Fluss in gewisser Hinsicht austauschbar waren, als ob das Wasser

unsere Grenzen aufgelöst hätte –, die in der Sonne am Flussufer entlanggewandert waren, laut ein Lied von James Taylor trällernd, an den Handgelenken welkende Ketten aus Gänseblümchen. Wir warfen Stöcke in den Fluss, ließen sie um die Wette schwimmen, und als sich Joans Stock unter einer moosbewachsenen Wurzel verfang, sagte ich ihr, sie solle ins Wasser gehen und ihn holen. An jenem Tag trug sie eine weiße, luftige Bauernbluse, und während sie fluchend in den Fluss kletterte, um ans andere Ufer zu gelangen, blähte das Wasser die Bluse auf und machte sie durchsichtig, sodass der darunterliegende Spitzen-BH zum Vorschein kam, um den wir alle sie schwer beneideten.

Ich hatte eine Kamera dabei. Ich weiß noch, dass ich dachte, das sei ein wichtiges Jahr, es wert, festgehalten zu werden, als wären unsere kleinen Teenieleben vergleichbar mit dem Wirbelwind, der in London, New York, San Francisco, Vietnam wütete.

Joan drehte sich triumphierend um, als sie den Stock zu packen bekommen hatte, und sah, wie ich die Kameratasche öffnete.

Mach ein Foto!, rief sie. *Von mir, wie ich im Fluss ertrinke.* Und dann ließ sie sich lachend mit einer theatralischen Geste ins Wasser sinken, und ich dachte, *ja, ja, genau das*, und etwas in mir bebte, erblühte. Ich hockte mich ans Ufer, und Joan legte den Kopf zurück, der Stock war vergessen und trieb flussabwärts, ihre Bluse wippte an der Oberfläche, ihre Beine blass in dem schimmernden, grünen Wasser, zu ihrer Blumenkette gesellten sich Farnwedel, die sich um ihre Kehle schlangen.

Danach drückte ich Joan die Kamera in die Hand, jetzt war ich an der Reihe. Und, oh, der erste Schritt in den Fluss, die Kälte des Wassers, die Steine schmerzhaft an meinen Zehen – konnte überhaupt je etwas schöner sein?

Vom Ufer aus wirkte das Wasser fast still, aber ein Fluss ist kein Schwimmbad, man kann nicht einfach hineinsinken und ruhig an der Oberfläche treiben. Es gibt eine Strömung, die dich mitnehmen

will wie die Algen und Blätter und Treibgut, unter dir Kies und Steine, über dir Zweige und Wurzeln, wie Arme, die sich nach dir strecken. Das Licht an einem heißen Sommertag wird blendend vom Wasser zurückgeworfen, bildet fulminante Muster, die Äste der Trauerweiden sind schwindelerregend in ihrem Detailreichtum, während die Lippe des Wassers über deine Haut tanzt und das Gurgeln der Unterwasserwelt in deinen Ohren dröhnt.

Ich glaube, in diesem Moment habe ich den Sinn der Taufe verstanden, und in diesem Moment hat sich mein Körper zum ersten Mal lebendig angefühlt, ganz mein.

Wir gingen erst, als uns vor Kälte die Zähne klapperten und sich dunkle Wolken am Himmel türmten. Und während wir durch den Wald stolperten und unsere Kleidung gegen unsere kribbelnde Haut schlug, hatten wir das Gefühl, in einem fremden Land angespült worden zu sein. Und als die Fotos entwickelt waren, als ich mit dem verschlossenen Paket aus dem Ort zurückradelte und wir vier uns unter einen Baum setzten, unsere Münder klebrig von Bonbons, die wir aus glänzenden Papierchen wickelten, unsere Beine kreuz und quer übereinandergelegt, sahen wir, wie uns Linse und Film verwandelt hatten. Das in die alte Kamera einfallende Licht war wie das goldene Licht in Heiligengemälden, wie die blendende Sommersonne – in uns regte sich ein ganz neues Gefühl von Macht, von Möglichkeiten.

Wo sind all diese Möglichkeiten hin?, frage ich mich jetzt mit schmerzender Hand, nachdem ich vergeblich versucht habe, den Kaltwasserhahn weiter zuzudrehen, damit er zu tropfen aufhört, als würde das beweisen, dass ich auch nur die geringste Kontrolle über dieses Haus habe. Wohin sind die Hoffnungen und Träume dieses Mädchens verschwunden, des Mädchens, das geschworen hat, nie zu tun, was von ihr erwartet wurde, das ein Leben frei von den Fesseln der Ehe und von Kindern führen, das reisen und Kunst machen,

das diese dunklen, stickigen Zimmer hinter sich lassen und nie zurückkehren wollte.

Ich bereue die Kinder nicht, sie tragen einen Teil meines Herzens in sich, aber ich würde alles tun, um nicht hier sein zu müssen, umgeben von den Habseligkeiten meines Vaters, von meinen Erinnerungen. Dieses Haus, die Wiesen, der Wald und der Fluss werden mir doch keine Antworten bescheren, egal wie sehr meine Träume auch danach suchen. Nur Leid, denke ich, während mir das Tropfen des Wasserhahns wie der Rhythmus eines spöttischen Metronoms bis ins Bett folgt.